

Schwalbenheft



Mitteilungen
der Ernst-Toller-Gesellschaft

Inhalt

3

Editorial

4

Gespräch

„Man merkt in jedem Brief, dass es ihm um etwas geht.“ Über die Briefe Ernst Tollers (S. Neuhaus, Th. v. Wallmoden, M. Pilz)

8

Fundstück

Interview mit Toller aus dem Jahr 1927

13

Rezensionen

C. Naumann: Der Abend kommt so schnell. Sonja Lerch – Münchens vergessene Revolutionärin (V. Schuchter)

V. Weidemann: Träumer. Als die Dichter die Macht übernahmen (M. Pilz)

S. Bigeard: Ernst Toller – Facetten eines schriftstellerischen Werks zwischen den Weltkriegen. Eine motivorientierte Untersuchung (S. Neuhaus)

27

Aus der ETG



Foto: Ernst Toller, Mitte der 1920er Jahre. Unbekannter Fotograf
(Neuerwerbung der Ernst-Toller-Gesellschaft 2018)

Editorial

Liebe Freundinnen und Freunde Ernst Tollers,
liebe Mitglieder der Ernst-Toller-Gesellschaft (und solche, die es
werden wollen),

2018 herrscht an Jubiläen kein Mangel: Der 100. Jahrestag der Novemberrevolution und Ernst Tollers 125. Geburtstag fallen ebenso in dieses Jahr wie das 20. Jubiläum unserer Gesellschaft. Zugleich ist es heuer 95 Jahre her, dass Ernst Toller während seiner Festungshaft in Niederschönenfeld im Verlauf des Jahres 1923 seinen bekanntesten Lyrikband geschrieben hat, der dann 1924 im Druck erschienen ist: *Das Schwalbenbuch*.

Im Vergleich mit den übrigen Jubiläen ist das freilich eher eine Marginalie. Genau solche Marginalien aber möchte unser *Schwalbenheft* (das eben kein „Buch“ ist) sammeln und publizieren: Es soll Raum bieten für Fundstücke, Bilder und Notizen von und über Toller, wie sie uns immer wieder – oft genug zufällig – in die Hand geraten; für kurze Berichte und Informationen aus der Gesellschaft wird ebenso Platz sein wie für Rezensionen und Hinweise auf Veröffentlichungen, die sich mit Toller und seinem Umfeld beschäftigen.

Für die wissenschaftlichen Ergebnisse der Toller-Forschung und für umfangreichere Quellenpublikationen steht die Schriftenreihe der Ernst-Toller-Gesellschaft zur Verfügung; für aktuelle Informationen unsere Homepage (www.ernst-toller.de), Facebook (@ernst.toller.gesellschaft) und Twitter (@ernst_toller). Das Feld dazwischen möchten wir fortan in unregelmäßigen Abständen, idealerweise aber einmal pro Jahr mit dem *Schwalbenheft* bespielen – beiläufig und zwanglos, aber hoffentlich nie uninteressant.

Die Redaktion des *Schwalbenhefts*
(Michael Pilz, Veronika Schuchter und Irene Zanol)

„Man merkt in jedem Brief, dass es ihm um etwas geht.“

Stefan Neuhaus, Thedel von Wallmoden und Michael Pilz

Michael Pilz: Wir haben heute einen Jubiläumstag. Der 2. Mai 1919 – also vor 99 Jahren – war der letzte Tag der Münchner Räterepublik und der erste Tag, an dem Toller im Untergrund war. Jetzt sind die Briefe herausgekommen – endlich. Es sind 1666 Briefe, philologisch aufgearbeitet und ediert. Ist das jetzt nur eine Ausgabe für Philologen oder auch für Leserinnen und Leser, denen man Toller ans Herz legen kann? Lest auch seine Briefe und wenn ja, warum?

Stefan Neuhaus: Wenn man etwas über die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts erfahren möchte, über das Leben von Intellektuellen in der Zeit, über die Verwerfungen, die politischen Konfrontationen, über die Lebensbedingungen von den Menschen, um die sich Toller immer sehr gekümmert hat, er hat ja als Schriftsteller und Politiker eine hybride Existenz geführt, dann sind diese Briefe sehr relevant. Zum einen liefern sie sozialgeschichtliche Einblicke in die Zeit aus erster Hand. Zum zweiten erfährt man wie war es, Schriftsteller und Intellektueller zu sein in dieser Zeit. Und zum dritten ist es auch so etwas wie ein Roadmovie. Toller war nach seiner Haftzeit unglaublich viel unterwegs, er ist nicht zu fassen, immer auf Achse, in ganz Europa und oft darüber hinaus – von daher ist es schon eine ganz faszinierende Lektüre.

Thedel v. Wallmoden: Toller ist kein Briefautor, der permanent sich selbst als Person und sein Werk erklärt. Anders als zum Beispiel Rilke, der in ausgedehntesten Einzelkorrespondenzen immer wieder über sein Werk spricht, ist Toller nur selten so ein erzählender Briefautor. Toller hat zu Lebzeiten, im Exil, schon eine Briefausgabe gemacht: Die *Briefe aus dem Gefängnis*. Diese Briefe sind literarisch überarbeitet, stilistisch geglättet. Die meisten Vorlagen existieren nicht mehr, wir kennen sie nur aus dem Buch. Als die Arbeit an dieser Ausgabe begann, wollte man die *Briefe aus dem Gefängnis*, die

schon in der Werkausgabe enthalten sind, zunächst nicht mehr aufnehmen. Sie wurden dann aber doch aufgenommen, weil sonst ein wichtiger Aspekt verloren gegangen wäre, denn in den Briefen aus der Gefängniszeit ist Toller viel selbsterklärender. Diese Briefe sind sehr viel erzählender, die anderen Briefe sind stärker gegenstandsorientiert: Es geht um Verlagsangelegenheiten, politische Kontroversen sowie Polemiken, denen er ausgesetzt ist, aber auch um Fragen der Werkpolitik. Insofern: Erwarten Sie nicht zwei dicke Erzählbriefbände, es ist ja auch kein Briefwechsel, sondern es sind nur Briefe *von* Toller, die erhaltenen Briefe *an* ihn werden für den Kommentar herangezogen und sind mit großer Akribie ausgewertet, sie sind aber nicht abgedruckt.

Wenn wir genau wissen wollen, wie Toller agiert hat, wie er vernetzt war, wie er sich bewegt hat – rasend! – als politischer Redner, als Agitator, als Organisator eines humanitären Projekts in Spanien während des Bürgerkriegs – darüber hat man bisher aus den Biographien eher so Mutmaßliches gewusst und das wissen wir jetzt aus diesen Briefen viel genauer. Wenn Sie sich für Tollers Leben interessieren, ist die Briefausgabe ein Muss – sagt der Verleger.

Neubaus: Als wir angefangen haben, diese Briefe zu sammeln, war ich erst enttäuscht. Gerade auch aufgrund dieser Tatsache, dass Toller in ihnen auch seine Arbeit so wenig reflektiert. Aber auf der anderen Seite, je mehr ich dann gelesen habe, desto mehr hat mich das fasziniert, dass er so sachlich, so distanziert, aber dann auch wieder so emotional mit seiner eigenen Arbeit umgegangen ist, ohne jetzt gerade irgendwelche größeren Erklärungsbegriffe anzubieten. Wie wir wissen, ist der Autor ja auch nur *ein* Zeuge seines Werks und dass Toller das gar nicht erst versucht, sein Werk zu erklären, mit tiefen Deutungen zu versehen, macht ihn eigentlich modern. Der Ansatz, wie Toller hier als Autor präsent wird, macht ihn zu einem ungeheuer modernen Autor – viel moderner, als man es eigentlich erwarten würde. Man denkt oft, Toller hatte als Autor seine Zeit, als Autor der 20er Jahre, als Expressionist. Doch dann merkt man, nein, er arbeitete mit allen Mitteln, die die Medien des 20. Jahrhunderts zur Verfügung gestellt haben, ist also ungeheuer fortschrittlich.

v. Wallmoden: Aus den Zeugnissen der Zeit wissen wir, dass er Freundschaften hatte, dass viele Frauen ihn mochten, also ging ich davon aus, dass es auch Liebesbriefe geben muss. Das meine ich gar nicht voyeuristisch, sondern jede Zeit misst in Briefen die Sprache

der Liebe aus, und es hätte mich interessiert, wie seine expressive Dramatik und sein großartiges autobiografisches Erzählen in diese Stilebenen münden. Es muss sie gegeben haben, aber wo sind sie? Frauen haben eine große Rolle gespielt und es ist eine große wechselseitige Faszination bezeugt, das muss sich irgendwie schriftlich niedergeschlagen haben.

Neubaus: Was wir haben sind wunderbare Freundschaftsbriefe an Frauen. Oft sehr ironisch und sehr humorvoll, das fand ich sehr bemerkenswert.

Pilz: Das bisschen, was wir haben, sind die Briefe an Tessa, Netty Katzenstein, die Toller zu Lebzeiten schon in den Briefen aus dem Gefängnis publiziert hat, es gibt also Liebesbriefe, auch wenn er die schon zu Lebzeiten selbst ausgestellt hat. Ansonsten kommt eher der Pragmatiker rüber. Eigentlich müsste es mindestens zwei so dicke Bände geben mit Tollers Telefongesprächen, so sie denn aufgezeichnet worden wären. Denn er war nicht nur ein Briefschreiber, sondern auch ein großer Telefonist. Man merkt in jedem Brief, dass es ihm um etwas geht. Toller wollte was bewegen, die *Sache* dominiert. Ich persönlich war aber auch erstaunt, welche Bandbreite an stilistischen Ausdrucksweisen sich auftut. Es gibt auch ganz ironische, spielerische Briefe – nur zieht er das nicht durch.

Neubaus: Das zeigt auch, wie genau er sich auf seinen Korrespondenzpartner eingestellt hat. Das ist faszinierend. Wie er an George Grosz schreibt, wie an Kurt Tucholsky, er weiß, wie er mit denen zu kommunizieren hat. Das ist ein Register, wo bei anderen Autoren jeder Brief gleich klingt, ist bei ihm jeder Brief abgestimmt.

Pilz: Auch das Register an Namen der Briefpartner kann beeindruckend, Einstein, Thomas Mann, Tucholsky. Jawaharlal Nehru gehört genauso zu den Korrespondenzpartnern wie Gustav Landauer, das engere Umfeld aus der Räterepublik, das sich dann aber ins Internationale weitet.

v. Wallmoden: Er schreibt ganz unbefangen an große Namen, die ihm im Kampf für die gemeinsame Sache relevant erscheinen. Er hat einen sehr selbstbewussten Auftritt, zu einem Zeitpunkt, als es noch gar kein Werk von ihm gibt.

Neubaus: Gerade bei den ersten Briefen, da ist er als Kriegsfreiwilliger im Feld, da merkt man schon den Toller, der er später dann auch

ist. Also es gibt wirklich so einen Kern der Persönlichkeit, der bleibt bestehen. Der ist von Anfang an da. Den Wunsch, etwas verändern zu wollen, im aufklärerischen Sinn, den merkt man schon in den frühen Briefen. Das erklärt, denke ich, auch seinen Werdegang, es rückt aber auch etwas zurecht: Es gibt in der Forschung doch auch diese Position, Toller sei ein sehr labiler Autor gewesen. Das mag ja sein, dass er seine Krisen hatte, auch seine depressiven Phasen, aber das war nicht seine eigentliche Persönlichkeit. Die merkt man in diesen Briefen sehr deutlich. Er weiß genau, wo er hinwill, ist sehr reflektiert, überlegend, korrigiert sich auch selber, ist sehr wach – ganz anders als das, was man ihm unterstellt. Er ist aktiv und ernst zu nehmen, und das von Anfang an.

v. Wallmoden: Das ist ein Erzählstrang, der sich gegen die zeitgenössischen Urteile wendet. Dass man während des Weltkriegs, wenn man sich gegen den Krieg wendet, als Fall für die Psychiatrie angesehen wird, ist selbstverständlich, dass die enorme Anspannung in den Gräben an der Westfront die Leute hat durchdrehen lassen, ist ebenso plausibel, aber aus der politischen Gegnerschaft setzt früh der Versuch der Pathologisierung zu einem geltungssüchtigen, labilen Hysteriker ein. Aus den Briefen wissen wir jetzt, dass das ein polemisches Urteil der politischen Gegnerschaft war, diese Vorstellung sinkt bei der Lektüre ins Nichts zusammen.

Neubaus: Das zeigt sich zum Beispiel auch an dem bekannten Foto mit der Schiebermütze, das gezielt eingesetzt wurde, um diesen Eindruck zu fördern.

Pilz: Das Foto findet sich ja auch auf der Biografie von Wolfgang Rothe, mittlerweile ist das der klassische Toller, in Wirklichkeit war es ein kriminalpolizeiliches Foto und die Schiebermütze wurde ihm aufgestülpt.

Das Gespräch wurde im Rahmen der Veranstaltung „Ein Abend für Ernst Toller“ im Literaturhaus am Inn (Innsbruck) am 2. Mai 2018 geführt.

Fundstück

Ein neu entdecktes Interview aus der *Wiener Morgenzeitung*
(Nr. 2818 vom 1.1.1927, S. 3f.):

Gespräch mit Ernst Toller.
Der Dichter über Zionismus, Palästinaaufbau, Judenfrage

Seit zwei Jahren ist Ernst Toller unterwegs. Er will nach den furchtbar einsamen Jahren der Festungshaft die Welt sehen und sich ihrer freuen. Aber diese langwierigen Reisen des Dichters sind wohl auch darauf zurückzuführen, daß er noch nicht die innere Ruhe und Sammlung hat und wieder seßhaft zu werden und sich seinen schöpferischen Werke ganz zu widmen. Der Kerker liegt ihm noch in den Gliedern. Toller hat in diesen zwei Jahren Länder und Menschen gesehen und seine [erste Reise nach der Entlassung aus der Haft führte ihn nach Palästina](#). Gegenwärtig hält er sich in Wien auf, wo die „Freie Bühne“ seine Dramen „Masse Mensch“ und „Hinkemann“ aufführt und Toller eine Reihe von Vorträgen hält.

Die Begegnung mit dem jungen Dichter ist eine Freude. Ein schönes, freies, jüdischen Antlitz, ein sehr schlichter, sehr verantwortungsvoller Mann, von reinsten Menschenliebe erfüllt. Der Mitarbeiter der „Wiener Morgenzeitung“ überbrachte ihm Grüße aus Palästina. Er hatte einige Monate nach Tollers Palästinareise [Erez Israel](#) besucht und die [Pioniere des Emek](#) sowie einige unserer besten Menschen, die in den palästinensischen Städten leben, sprachen von dem großen Eindruck, welchen Toller auf sie gemacht hat. Seine Vorlesungen in den Kolonien insbesondere aus seinem „Schwalbenbuch“ zählen unsere Pioniere zu ihren schönsten Erinnerungen. So kamen wir auf das jüdische Palästina und den [Zionismus](#) zu sprechen. Nachstehend versuchen wir Tollers Aeußerungen im wesentlichen wiederzugeben.

„Ich muß vorausschicken, daß ich selbst kein Zionist bin. Ich glaube, man kann Zionist nur aus *innerster Notwendigkeit* werden und nur dann hat das Individuum Wert für diese Bewegung, der ich die größte Hochachtung entgegenbringe. Mich hat innerste Notwendigkeit zum Sozialisten gemacht und läßt der Hingabe an eine Bewegung, wie sie die zionistische ist, keinen Raum. Aber für die Palästinapioniere, für die *Chaluzim*, habe ich nicht nur Hochachtung. Ich liebe sie, seitdem ich mit ihnen in persönliche Berührung kam. Ich zähle sie zu den wertvollsten Zeitgenossen und ich bleibe mit ihnen in Fühlung. Ein unglücklicher Zufall ließ meine *Aufzeichnungen über meine Palästina-Reise in Verlust geraten*. Ich hätte sonst nicht nur gelegentlich, wie es *in englischen Blättern* geschehen ist, sondern zusammenhängend und ausführlich die Eindrücke meiner Palästinareise in einer Schrift niedergelegt. Da ich meine, daß eine solche Arbeit nur dann lebensvoll, also echt ist, wenn sie unter den unsichtbaren Eindrücken der Begegnung mit Menschen und Land entsteht, konnte ich mich nach dem Verlust meines Tagebuches zur Abfassung dieser Schrift nicht entschließen.

Ich glaube, daß es *Gefahrenzonen für den zionistischen Palästinaaufbau* gibt und wünsche innigst, daß die Führer der Bewegung in ihren wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Maßnahmen, diese Gefahren berücksichtigen. Der politische Zionismus hat sich meines Erachtens auf das Pferd des englischen Imperialismus gesetzt. Oft trägt ein erfolgreiches Rennpferd eine Bandage am Knöchel, die von dem Reiter als Verdeckung einer Wunde nicht erkannt wird und dann beim Rennen sich sehr nachteilig äußert. Das Rennpferd „englischer Imperialismus“ hinkt bedenklich und ich halte die Zeit für nicht allzu ferne, in der es wird abgehalftert werden müssen. Ich verweise auf die Unabhängigkeitsbewegungen innerhalb des Imperiums, insbesondere auf ihren erfolgreichen Vorstoß in Aegypten.“

Wir wendeten ein, daß England bloß die lange Hand des Völkerbundes, von ihm als Mandatarmacht beauftragt sei, wiesen auf

die merkwürdige Haltung der österreichischen Sozialdemokratie gegenüber dem Völkerbunde hin und ersuchten Toller, sich über den Völkerbund zu äußern.

„Gewiß muß man *Anhänger des Völkerbundes sein*. Aber er muß das werden, was sein Name besagt und der Sinn seiner Gründung bezweckt, und zweifellos hat man alles zu fördern, was diese Institution zum wahrhaftigen „Völkerbund“ macht; aber wie die Dinge jetzt liegen, scheint mir der Völkerbund doch nur ein Werkzeug Englands zu sein.

Die zweite Gefahrenzone ist die *Araberfrage*. Ich will gleich feststellen, daß eine ernstliche *antizionistische Bewegung der Araber in Palästina* selbst meines Erachtens *nicht besteht*. Aber die Araberbewegung *außerhalb Palästinas* ist groß und ernst, ist gegen den Imperialismus gerichtet und wird auf Palästina zurückwirken. Viel wichtiger als der gesuchte Anschluß an das untergehende „Europa“ scheint es mir zu sein, daß der Zionismus den Anschluß an die Araber zu gewinnen sucht. Ich kann nicht unterdrücken, daß ich in Palästina neben all den herrlichen Aeußerungen neuen jüdischen Lebens der Arbeit und der Kultur auch Anzeichen von nationalistischem Chauvinismus bemerken konnte. Ganz geringe, ganz vereinzelte. Aber sie stehen in so krassem Gegensatz zu dem Zweck der zionistischen Bewegung und zu dem Wesen des Judentums, daß man sie rechtzeitig ausmerzen müßte.

Die zionistische Aufbauarbeit begann im Zeichen eines *konstruktiven Sozialismus* und in der ersten Zeit, unter den Einwirkungen der ersten Nachkriegsjahre, wohl auch des Zeitgeistes, hat auch das jüdische Kapital diese Bestrebungen unterstützt. Aber man darf – auch dies halte ich für eine Gefahrenzone des Aufbaus – nicht übersehen, daß sich jetzt wieder die Klassengegensätze in Europa und Amerika verschärft haben, daß seine Reaktion gegen den konstruktivistischen Sozialismus wächst und auch auf die bürgerlich-zionistischen Elemente übergreift. Ich fürchte, daß das wichtigste Element des Palästina-Aufbaues, der *Chaluz*, diese Reaktion zum Nachteil des zionistischen Aufbauwerkes und zum

Nachteil dieses ausgezeichneten opfervollen Pioniermaterials zu fühlen bekommen könnte. Es wäre traurig, wenn die Arbeiterpioniere Palästinas das Schicksal der „Feldgrauen“ teilen sollten, die in den ersten Kriegsjahren von den Menschen des Hinterlandes ehrlich bejubelt, gefeiert und gefördert wurden und die man dann schmähhlich verließ, ja ausnützte.“

Spontan kam dann Ernst Toller auf [Jabotinsky](#) und [Oppenheimer](#) zu sprechen und zeigte sich über die jüngsten Phasen zionistisch-politischer und kultureller Arbeit wohl informiert.

„Wenn mich auch von *Jabotinsky* natürlich Welten trennen, so muß ich doch seine Kritik an dem Verhalten der *Mandatarmacht* Englands Palästina gegenüber, sowie an der offiziellen zionistischen Politik gegenüber England als durchaus richtig bezeichnen. Was *Oppenheimer* betrifft, den ich als Soziologen hochschätze, so muß ich sagen, daß seine *Kritik am Chaluztum ungerecht* ist. Ich bedaure es, daß in der zionistischen Publizistik, die letzten Reden Oppenheimers nicht eingehender und schärfer kritisiert wurden.“

Toller kam ganz zum Schluß und nur über unser Befragen auch auf sein Dichterwerk zu sprechen. Er betonte, daß er als aktiver Mensch dieser Gegenwart auch Politiker sei, aber in dem Sinne, daß alle Kulturmenschen der Gegenwart *in die Politik eintreten müßten, um sie zu überwinden*. Er habe eine *Monographie über die Justiz* vollendet und demnächst werde eine neue Sammlung von *Erzählungen* sowie ein *Drama* erscheinen, dessen Titel noch nicht feststeht.

Kommentar

Reise ... nach Palästina] Toller unternahm von Ende März bis Ende April 1925 eine Reise nach Ägypten und Palästina, die er wegen Krankheit vorzeitig abbrechen musste. Er traf – wohl auf Vermittlung seiner langjährigen

Freundin Betty Frankenstein, der Sekretärin der Zionistischen Vereinigung für Deutschland und Geschäftsführerin der *Jüdischen Rundschau* – u. a. den Arzt und Zionisten Elias Auerbach, hielt Lesungen und nahm nach eigenen Angaben an der Einweihung der Hebräischen Universität Jerusalem vom 1. bis 3.4.1925 teil (vgl. den Rekonstruktionsversuch der Reise bei Ina Lorenz: Sozialistische Gesellschaft in Palästina. Ein Briefwechsel Ernst Tollers mit einer Hamburger Zionistin [Fritzi Chwolles] (1925). In: Judentore, Kuggel, Steuerkonten. Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Juden, vornehmlich im Hamburger Raum. Hrsg. von Peter Freimark. Hamburg: Christians, 1983, S. 221–292).

Erez Israel] Traditionelle hebräische Bezeichnung für das Land Israel. Im Zionismus wird Erez Israel nicht nur als religiöses Symbol, sondern als konkrete nationale Heimat gesehen. Während des Völkerbundsmandats für Palästina (1922–1948) wurde der offizielle Name „Palästina“ auf Hebräisch stets mit dem Zusatz „-Eretz Israel“ versehen.

Pioniere des Emek] Als Pioniere (Chaluzim) werden jüdische Einwanderer nach Palästina bzw. ins Land Israel bezeichnet. Emek Israel (eigentl. Emek Jizre'el) ist ein Landstreifen im heutigen Nordisrael (Galiläa), das als eines der ersten Gebiete von den Zionisten besiedelt wurde.

Zionismus] Jüdische Bewegung, die das Ziel hat, einen selbstständigen jüdischen Staat im Eretz Israel zu schaffen.

Chaluzim] Hebr. Pioniertum.

Araberfrage] 1921 kam es zu blutigen Ausschreitungen von Arabern gegen Juden in Palästina, die etwa 100 Todesopfer forderten. In Reaktion darauf formulierte der Zionistische Kongress im gleichen Jahr eine Resolution, die den „Willen, mit dem arabischen Volk in einem Verhältnis der Eintracht und der gegenseitigen Achtung zu leben“ zum Ausdruck bringt. Diese Resolution wurde innerhalb der zionistischen Bewegung kontrovers diskutiert.

Jabotinski] Wladimir Zeev Jabotinsky (1880–1940) war Vertreter des separatistischen Ansatzes in der Araberfrage. Während die einen kompromissbereit Verständigung und Interessenausgleich suchten, standen Jabotinsky und seine Anhänger für politische und kulturelle Abtrennung und Separation.

Oppenheimer] Franz Oppenheimer (1864–1943) war ein deutscher Soziologe und Nationalökonom, der sich für den Zionismus einsetzte.

Rezensionen

Cornelia Naumann: *Der Abend kommt so schnell. Sonja Lerch – Münchens vergessene Revolutionärin.* Roman. Gmeiner Verlag, 2018. 409 S. Preis: 16,- €.

Sie muss großen Eindruck auf ihn gemacht haben. Immerhin stellt Toller sie ins Zentrum seines Stücks *Masse – Mensch*. „Die Frau“ und „Sonja Irene L.“, wie sie im Stück heißt, basiert auf der russischen Revolutionärin und Pazifistin Dr. Sarah Sonja Lerch, geborene Rabinowitz, die Toller in München kennenlernte, als diese im Januar 1918 an der Seite Kurt Eisners maßgeblich an der Organisation des Munitionsarbeiterstreiks beteiligt war. Doch während die Rolle ihrer männlichen Genossen hinlänglich erfasst und auch gewürdigt wurde, wurde Lerchs Beitrag lange ignoriert und nicht ernst genommen. Cornelia Naumann hat es sich zum Ziel gemacht, das zu ändern. Sie begann akribisch zu recherchieren und so entstand neben dem Roman *Der Abend kommt so schnell*, erschienen im Gmeiner Verlag, auch der zusammen mit Günther Gerstenberg herausgegebene, umfangreiche und äußerst spannende Materialienband *Ich hoffe noch, dass aller Menschen Glück nahe sein muß ... Fragmente eines revolutionären Lebens der Sarah Sonja Rabinowitz* in der Edition AV. Darin finden sich zahlreiche Lebensdokumente, Briefe aus dem Gefängnis, Stellungnahmen von WeggefährtInnen zu ihrem Tod, u. a. von Clara Zetkin, außerdem Erinnerungen ihres Bruders Shmuel, der seinerseits wegen ‚revolutionärer Umtriebe‘ nach Sibirien verbannt wurde.

Die zwei Bücher leisten nicht nur die verspätete Würdigung einer mutigen Revolutionärin, sie zeigen auch die Rolle von Frauen in der Münchner Revolutionszeit von 1918. Als „russische Steppenfuhrer“ wurde Sarah Sonja Lerch damals denunziert, heute bezeichnet Naumann sie als „Münchner Rosa Luxemburg“.

Auftritt Toller. „Der Student Ernst Toller war aus Begeisterung für Eisner vor einer Woche von Heidelberg nach München gereist

und hatte darauf gebrannt, eingesetzt zu werden. Sie waren dem zugereisten Heißsporn gegenüber etwas reserviert gewesen. Nun berichtete Toller begeistert von seinem Einsatz bei den Arbeiterinnen der Austria-Tabakwerke. [...] Geweint hätten die Frauen, als er sein Gedicht ‚Die Mutter‘ vorlas.“ (*Der Abend kommt so schnell*, S. 49–50). Toller taucht in Naumanns Roman als junger, ungestümer Student auf, der zu pathetischen Reden neigt und sich sogleich ganz nach vorne in den revolutionären Kreisen begeben will, noch bevor er überhaupt die Gegebenheiten vor Ort kennt. Als Toller-Forscherin kann man sich da ein Schmunzeln nicht verkneifen und ganz falsch ist dieses Porträt des jungen Toller bestimmt nicht, zumal die Autorin ihm auch gute Instinkte und ernst gemeintes Engagement attestiert. So ist es Toller, der Lerch vor der Verhaftung warnt und ihr anbietet, in seiner Pension zu übernachten, eine Szene, die Toller in *Eine Jugend in Deutschland* beschreibt. Lerch schlägt seine Besorgnis in den Wind, was sie noch bitter bereuen sollte. Am 1. Februar wird sie, zusammen mit Eisner und anderen, verhaftet, zunächst ins Gefängnis Neudeck gebracht und schlussendlich nach Stadelheim, wo sie am 29. März erhängt aufgefunden wurde. Ausgehend von ihrer Zeit im Gefängnis erzählt Naumann in Rückblicken vom kurzen, aber intensiven Leben der Sarah Sonja Rabinowitz, von der Kindheit in Warschau, von Pogromen, der Zeit in Wien, der ersten Verhaftung in Odessa, der Heirat mit dem Romanisten Eugen Lerch, der sich sofort von seiner Frau distanzierte und noch 1918 abermals heiratete. Bei der Lektüre des Romans erscheint Lerchs Fixierung auf ihren Mann, der sie nicht einmal besuchen kam, etwas verwunderlich, doch die Briefe bestätigen genau das: Sogar aus dem Gefängnis heraus verzieh sie ihm nicht nur, sondern nimmt ihn sogar in Schutz. In *Masse – Mensch* erschreibt Toller der Genossin ein anderes Ende und lässt sie hinrichten, aufgerieben zwischen ihren pazifistischen Idealen und der Revolution.

Veronika Schuchter

Volker Weidermann: *Träumer. Als die Dichter die Macht übernahmen*. Kiepenheuer & Witsch, 2017. 288 S. Preis: 22,- €.

Volker Weidermanns Buch *Träumer. Als die Dichter die Macht übernahmen*, war im Herbst 2017 eine der ersten Neuerscheinungen, die den publizistischen Jubiläums-Reigen zum 100jährigen Gedenken an die bayerische Revolution von 1918/19 eröffneten – und es hat (was angesichts des prominenten Namens seines Verfassers nicht weiter verwundert) sofort die Bestsellerränge gestürmt. Auch mit Vor-schusslorbeeren wurde nicht gezeigt, wie schon ein kurzer Blick auf die Umschlagrückseite zeigt, auf der kein Geringerer als Hans Magnus Enzensberger über den Inhalt verkündet: „Lustig, aufregend, viel Neues, tolle Recherche. Das wird Furore machen.“ Dass es sich dabei um ein Missverständnis handelt, darf ohne Übertreibung vorweggenommen werden. Zwar: Lustig mag man die Lektüre schon finden – soweit man bereit ist, Volker Weidermanns Bild von der Räterepublik zu teilen, das sich (dem tragischen Ende zum Trotz) streckenweise wie der Entwurf zu einer Slapstick-Komödie liest. Und wenn sich eine „tolle Recherche“ auf die Ermittlung des Nae-heliegendsten beschränkt, dann mag auch das noch zutreffen; eine gründliche Recherche hätte nach Meinung des Rezensenten anders aussehen müssen. Denn substantiell Neues zu bieten gelingt dem Buch ebenso wenig wie dem Gros jener anderen Jubiläums-Veröffentlichungen, die sich im Wesentlichen derselben Methode wie Weidermann bedienen und entweder parallel mit seinem Buch oder schon bald darauf auf den Markt gekommen sind: Sowohl Ralf Höllers *Das Wintermärchen. Schriftsteller erzählen die bayerische Revolution und die Münchner Räterepublik 1918/1919* (Berlin: Tiamat 2017, 320 S.), als auch Simon Schaupps *Der kurze Frühling der Räterepublik. Ein Tagebuch der bayerischen Revolution* (Münster: Unrast 2017, 304 S.) oder Michael Appels *Die letzte Nacht der Monarchie. Wie Revolution und Räterepublik in München Adolf Hitler hervorbrachten* (München: dtv 2018, 384 S.) basieren offenbar auf der übereinstimmenden Idee, zur Produktion leicht konsumierbarer Sachbücher über die Münchner Revolution ein Format zu bespielen,

das den etablierten Dualismus von Quellensammlung einerseits und analysierender Darstellung andererseits um eine dritte Variante ergänzt: Man könnte sie getrost als Kompilations- oder Paraphrasen-Literatur bezeichnen. Ihre Basis bildet jeweils der reiche, im Kern der wesentlichen Texte freilich überschaubare Pool zeitgenössischer oder retrospektiver Äußerungen renommierter AutorInnen, die damals in München mit von der Partie waren, sei es als aktive Revolutionäre (wie im Falle Tollers, Erich Mühsams, Ret Maruts oder Gustav Landauers), sei es als mehr oder weniger Anteil nehmende Zaungäste (wie im Falle Thomas Manns, Josef Hofmillers, Ricarda Huchs oder Rainer Maria Rilkes). Eng an diese literarischen Vorlagen angelehnt, bieten die diversen Neuerscheinungen nun jeweils ihre Geschichten an, die – dem Gang der realhistorischen Ereignisse vom November 1918 bis zum Mai 1919 folgend – die Quellen schnappschussartig fokussieren und ihre Extrakte synoptisch zusammenmontieren: der Sachbuchautor erzählt im flotten Reportage-Stil, was Toller, Graf und Co. über ihre Erlebnisse längst schon selbst erzählt haben.

Für den eiligen Leser ergibt sich daraus immerhin ein gewisser Mehrwert: Statt sich nacheinander durch die Erinnerungen Mühsams, Grafs und Tollers, die Tagebücher Thomas Manns und Hofmillers, die Korrespondentenberichte Victor Klemperers oder die Briefe Rilkes zeitraubend hindurchquälen zu müssen und dabei gegebenenfalls den Überblick über die geschilderten Revolutionswirren zu verlieren, bekommt man sie in der Paraphrase auf einen Blick und in einen gemeinsamen Erzählfluss integriert vorgesetzt, immer wieder mit kürzeren oder längeren Zitaten garniert, die das Ganze auflockern. Was dergestalt erzeugt wird, ist eine Art Reader's Digest der Revolutionsliteratur: behutsam eingedampft und in eine mehr oder weniger große Anzahl eigener Worte gefasst, werden die einschlägigen Texte neu geschnitten, gemixt und „spannend“ aufbereitet. Dass Autoren wie Höller oder Appel dabei ihre Quellen sauber zu benennen und zu kommentieren wissen, so dass an jeder Stelle ihrer Bücher transparent wird, wer denn nun genau spricht – der

Sachbuchautor als Erzähler oder aber der Verfasser eines zitierten Quellentextes – ist ein schätzenswerter Vorzug, über den Weidermanns Buch leider nicht verfügt – und offensichtlich überhaupt nicht verfügen will. Denn Volker Weidermann will angeblich selber Literatur schreiben: Die Lizenz, es dabei mit den Quellen nicht immer so genau nehmen zu müssen, ist in diesem Anspruch inbegriffen und lässt sich jederzeit als Ausrede für historische Inkompetenz gebrauchen, leider auch gegenüber solchen Leserinnen und Lesern, die guten Gewissens glauben, ein historisches Sachbuch zu konsumieren. Als solches jedenfalls ist Weidermanns Werk in den Buchhandlungen einsortiert – und nicht etwa unter fiktionaler Belletristik, wo es möglicherweise besser aufgehoben wäre. Um eine klare Gattungsbezeichnung allerdings drückt sich der Band herum; und so muss er es sich denn auch gefallen lassen, an den Maßstäben gemessen zu werden, die man an ein gutes Sachbuch stellen darf.

Die Bilanz fällt ernüchternd aus: Was nämlich bei der Lektüre der *Träumer* verloren zu gehen droht, ist das Bewusstsein für die unterschiedliche Herkunft respektive den differierenden Quellenstatus, dem die kompilierten Informationen entstammen. Aus der erzählenden Rahmung erfährt man über das Vorlagenmaterial allenfalls, dass Thomas Mann ein Tagebuch führt oder Rilke einen Brief schreibt. Die Tatsache dagegen, dass etwa die verwendeten Tagebucheinträge Josef Hofmillers einem Textzusammenhang entnommen worden sind, der ganz anders als im Falle Thomas Manns auf einer bewussten nachträglichen Literarisierung beruht, da der Autor seine 1918/19 stenographisch geführten Originalaufzeichnungen noch selbst für eine Publikation Anfang der 1930er Jahre grundlegend redigiert, ausgewählt und neu durchkomponiert hat, wird schon nirgendwo mehr erwähnt. Was wir demgegenüber von Toller erfahren, stützt sich im Wesentlichen auf seine Autobiographie *Eine Jugend in Deutschland* von 1933, die nicht zuletzt als eine politische Rechtfertigungsschrift über sein eigenes Verhalten während der Revolution verstanden werden sollte und den Bewusstseinsstand des Autors zu Beginn seiner Exilzeit widerspiegelt, keineswegs aber

denjenigen des jugendlichen Revolutionärs, von dem darin die Rede ist (im Gegenteil). Ähnliches gilt für den stets dankbar ausgeschlachteten Oskar Maria Graf, dessen Autobiographie *Wir sind Gefangene* 1927 erschienen ist und damit ihrerseits die geschilderten Revolutionsergebnisse aus der Erinnerung rekonstruiert. Hier wie dort haben wir es längst nicht mehr mit unpublizierten Notizen für den Privatgebrauch, sondern mit vollwertiger Literatur zu tun, schon gar nicht aber mit chronikaler Faktographie. Wiederum einer anderen Quellengattung begegnen wir schließlich im Falle Victor Klemperers, der 1918/19 nicht etwa als privater Tagebuch-Schreiber, sondern als öffentlich wirkender Zeitungskorrespondent eine Art Live-Berichterstattung aus München betrieben hat – mit entsprechenden publizistischen Rücksichten auf das Blattprofil der bürgerlich-nationalen *Leipziger Neuesten Nachrichten*, wo seine Texte erschienen sind.

Auf derlei differenzierende Herkunftsfragen wird von Weidemann freilich wenig Rücksicht genommen, was bereits in der Tempus-Wahl zum Ausdruck kommt, die den intendierten Reportage-Charakter unterstreichen soll. Ganz im Gegensatz zum Erzähler des *Zauberbergs*, den Thomas Mann in jenen Tagen (wieder) zu schreiben begonnen hat, erweist sich Weidemann nämlich keineswegs als hochgradig reflektierter „Beschwörer des Imperfekts“, sondern versucht vielmehr, das Publikum durch den Dauereinsatz des Historischen Präsens gleichsam mitten in den Sog der Ereignisse hineinzunehmen. Die Grenzen zwischen den nicht zuletzt formal unterschiedlichen Textsorten, denen die geplünderten Quellenbestände zuzurechnen sind, werden dabei unweigerlich verwischt: Egal, ob zeitgenössisch unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehens oder retrospektiv im Abstand mehrerer Jahre oder gar Jahrzehnte formuliert; ob als vertrauliche Botschaft an einen Briefpartner oder als intimer Tagebucheintrag verfasst; ob als journalistischer Zeitungsbericht oder als literarisierte Mitteilung an die Nachwelt konzipiert, die von Erinnerungslücken, unbeabsichtigten Irrtümern, bewussten Zuspitzungen und alles in allem von den unvermeidlichen

Interferenzen moderner Autorschaftsinszenierung geprägt ist: alle Texte werden gleich behandelt, nämlich als Rohstoff-Lieferanten für die Ereignisgeschichte. Formales interessiert hier nicht; was einzig zählt ist der Inhalt, der reales Geschehen zu spiegeln verspricht.

Leider aber scheint Weidermanns Bewusstsein für Quellenkritik selbst auf der Sachebene nicht sonderlich ausgeprägt zu sein. Denn in aller Regel gibt er die behandelten Ereignisse ungeprüft so wieder, wie er es in seinen Vorlagentexten formuliert findet – auch, wenn diese eher zweifelhafte Angaben verbreiten und einen erheblichen Fiktionalisierungsgrad aufweisen (wie es etwa bei Gustav Reglers autobiographischem Roman *Das Obr des Malchus* oder auch bei den Lebenserinnerungen Wilhelm Herzogs der Fall ist; in letzteren etwa maß sich ihr Verfasser eine erheblich gewichtigere Rolle in der Umsturznacht an der Seite Kurt Eisners an, als ihm realhistorisch zukommt, was Weidermann freilich nicht anfigt, trotzdem nicht alles genauso wiederzugeben, wie es auch Herzog erzählt hat). Nur bei einem Autor äußert Weidermann berechtigte Skepsis, ohne freilich die Frage aufzuwerfen, warum lediglich hier und nicht auch anderweitig Zweifel über den Wahrheitsgehalt des Berichteten angebracht sein könnten: Dass sich die Reportagen des US-amerikanischen Sensationsjournalisten Ben Hecht aus Chicago mehr durch Erfindungsreichtum und Übertreibungskunst auszeichnen als durch ihren Realitätsgehalt, sieht immerhin selbst er ein. Deswegen auf ihre Wiedergabe zu verzichten, kommt Weidermann allerdings nicht in den Sinn, scheint er doch die stete Lust an der „Suche nach skurrilem Stoff“ (S. 199) mit seinem Kollegen von ehedem zu teilen. Und so erhalten denn auch Hechts Märchen über den „Diktator Toller“ und sein Hauptquartier im Badezimmer der bayerischen Königin – von behutsamen Warnungen über ihre zweifelhafte Glaubwürdigkeit gerahmt – einen gebührenden Platz in Weidermanns Panoptikum der Räterepublik zugewiesen.

Überhaupt ist Weidermann jederzeit bereit, um einer guten Story willen auch Inkonsequenzen und offene Widersprüche in Kauf zu nehmen, wie sie sich aus der munteren Montage seines Materials

ergeben. Etwa dann, wenn gleich zu Beginn bei Ausbruch der Revolution im November 1918 von der prekären Versorgungslage in München die Rede ist: Ausreichend Lebensmittel zu erhalten sei für die Bevölkerung „schon lange schwierig“ gewesen, heißt es da. Woher Weidermann diese zutreffende Information bezieht, wird zwar nicht angegeben, doch lassen sich entsprechende Belege zuhauf in Josef Hofmillers Revolutionstagebuch finden, das Weidermann auch an anderer Stelle dankbar ausgewertet hat. Der konservative Gymnasiallehrer und Literaturkritiker macht sich in seinen Aufzeichnungen seitenweise Sorgen über die kriegsbedingt schlechte Ernährungssituation vor Ort. Die Kenntnis solcher Stellen kann Weidermann indes nicht davon abhalten, seinem eigenen Hinweis auf die schlechten Zeiten eine ganze Passage voranzustellen, in der gänzlich unbesorgte Münchner Bürger in den Gasthäusern der Stadt nicht nur fleißig Schweinshaxen bestellen, sondern diese auch neben Würsten und Bier in erheblichen Mengen verzehren – Völlerei bei laufender Revolution sozusagen, was ein partielles Desinteresse in politischen Dingen illustrieren soll.

Weidermann hat diese Szenen von Oskar Maria Graf geborgt, ohne dass ihm aufgefallen wäre, dass das, was Graf über das kulinarische Angebot im November 1918 schreibt, und das, was Hofmiller dazu notiert, offensichtlich nicht so recht zusammenpasst. Dabei hätte ein solcher Widerspruch hinlänglich Gelegenheit geboten, sich Gedanken zu machen – etwa über den literarischen Einsatz von Klischeebildern, mit denen gerade Graf in seinen Texten virtuos (und durchaus selbstironisch) zu spielen versteht; womit er übrigens auch in dieser Hinsicht eine Trennlinie einzieht zwischen (pseudo-)objektiver Tagebuch- und Reportageliteratur, wie sie etwa Hofmiller bietet, und dem literarischen Spiel mit Realität und Fiktion, das sein eigenes Schaffen lebenslang bestimmt hat. Weidermann dagegen kann und will sich mit solchen Überlegungen nicht aufhalten; sie liegen nicht im Interesse seines Buches, dem es – den eigenen Schreibambitionen zum Trotz – erstaunlich wenig um Literatur in ihrer sprachlichen Verfasstheit geht. Stattdessen greift der Kompila-

tor dankbar nach jedem noch so abgegriffenen Klischeebild, das ihm seine Vorlagen liefern – Schweinshaxen und „juchzende Älpler“ (auch das stammt von Graf) liefern immerhin das schönste Lokalkolorit, denn wir haben es ja mit einer bayerischen Revolution zu tun. Dass es – Stichwort Lokalkolorit – dann aber bitteschön korrekterweise auch „der Mathäserbräu“ statt, wie Weidermann schreibt, „das Mathäserbräu“ heißen sollte, wenn der Gründungsort des Revolutionären Arbeiterrats genannt wird, ist vermutlich schon zu viel verlangt.

Summa summarum gelingt es dem stets distanzlos am Material klebenden Weidermann kaum, die bestehenden Stereotype, die seit 100 Jahren über die Münchner Revolution in der Öffentlichkeit zirkulieren, zu durchbrechen oder nachhaltig infrage zu stellen. Dass die Bilder von der Dichterrepublik als einer nicht recht ernst zu nehmenden Faschingsveranstaltung der Boheme in der unernsten „Theaterstadt“ München zu einem guten Teil dem Begriffshaushalt der zeitgenössischen Politpropaganda von ganz weit Links bis ganz weit Rechts entstammen, scheint ihn überhaupt nicht zu stören: Immer wieder und wieder nimmt er sie selber widerspruchslos in den Mund, ohne recht zu merken, wie fröhlich er damit die Klischees bestätigt. Selbst bei der äußeren Beschreibung der Revolutionäre tappt er so in die Fallgruben, die Sorglosigkeit und mangelndes Quellenbewusstsein bereithalten.

Wie stellt sich Weidermann zum Beispiel so einen richtigen Kommunistenführer vor? Zum Beispiel Eugen Leviné? Natürlich lässt er ihn „mit seiner Schiebermütze“ und „großen Augen unter tief gesenkten Lidern“ bei der Gründungssitzung der Räterepublik aufkreuzen (S. 152). Abgesehen davon, dass er an dieser Stelle Leviné mit Max Levien verwechselt, weil er wieder einmal allzu gutgläubig einen Erinnerungstext nacherzählt (diesmal einen von Erich Mühsam), hat der Kompilator offenbar eine bekannte Fotografie vor Augen, die Leviné tatsächlich mit einer Schiebermütze auf dem Kopf zeigt – nur leider gehörte letztere wohl zum Kostümfundus der Münchner Kriminalpolizei, die dieses Utensil dem Verhafteten auf-

gesetzt hatte, um ihn für die erkennungsdienstliche Erfassung mit einer einschlägig konnotierten Kopfbedeckung als verdächtiges Subjekt zuzurichten (was antisemitische Karikaturisten übrigens sofort dankbar aufgegriffen haben). Dasselbe ist auch Ernst Toller wiederfahren, wie er schon 1926 in dem Text *Verhaftung* für die Zeitschrift *Das Tage-Buch* berichtet – eine Quelle, die Weidemann freilich nicht zur Kenntnis genommen hat. Die Schiebermütze, so Toller, sei nicht etwa seine eigene gewesen; warum sie ihm von der Polizei übergestülpt worden sei, habe er erst später begriffen, als er Veröffentlichungen des Fotos in der Presse gesehen habe: „man brauchte Verbrecher-Bilder, die abstoßen sollten.“ – Dieses Beispiel mag zeigen, dass Quellenkritik selbst bei betont flott geschriebenen Büchern unumgänglich sein sollte, zumal, wenn sie hochgradig sensibles Material verwerten, dessen lange Zeit unhinterfragt gebliebener Konstruktionscharakter bereits fatale Folgen bei der Etablierung politischer und rassistischer Stereotype gezeitigt hat. „Lustig“, wie Enzensberger findet, war das zu keiner Zeit gewesen – und sollte es ausgerechnet heutzutage auch nicht (mehr) sein.

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund also kann das Fazit dieser Besprechung nur in einer klaren Warnung vor einem geradezu naiven, zwar mit journalistischem Gespür für aktuelle Jubiläen, aber ohne tiefer gehende Kenntnisse über die Münchner Ereignisse von 1918/19 geschriebenen Buch bestehen, das sich noch dazu selber für literarisch hochwertig hält, wobei dieser vorgebliche Anspruch jederzeit gut genug dafür erscheint, offenkundige Mängel zu entschuldigen: So genau müsse man es ja nicht nehmen – am Ende ist ja alles Literatur. Notabene: Die Eigenschaft, im Fernsehen emphatisch über Bücher sprechen zu können, qualifiziert noch nicht dazu, fundierte Auseinandersetzungen mit deutscher Literatur und ihrer Geschichte zu verfassen – Bestseller aber offensichtlich schon.

Michael Pilz

Simone Bigeard: Ernst Toller – Facetten eines schriftstellerischen Werks zwischen den Weltkriegen. Eine motivorientierte Untersuchung. KIT, 2018. Volltext: www.ksp.kit.edu/9783731507307

Zunächst ist es außerordentlich begrüßenswert, wenn sich eine Dissertation dem Werk Ernst Tollers widmet. Wie Bigeard dank ihrer sorgfältigen Recherche eingangs zeigen kann, gibt es derer nicht so viele. Auch wenn im Laufe der Jahrzehnte doch einiges zu Toller geforscht worden ist, wie die umfangreiche Bibliographie von Michael Pilz eindrucksvoll zeigt (*Ernst-Toller-Bibliographie 1968-2012. Mit Nachträgen zu John M. Spalek: ‚Ernst Toller and his Critics‘ [1968]*, Königshausen & Neumann, 2016), so halten sich die monographischen wissenschaftlichen Arbeiten doch in überschaubaren Grenzen. Ernst Tollers Werk spielt, das ist vielfach und immer wieder angemerkt worden, im literaturwissenschaftlichen Diskurs nicht die Rolle, die ihm angesichts seiner Bedeutung für die Zeit der Weimarer Republik und das Exil zukommen könnte.

Diese Diskrepanz ist auch eine Motivation für die vorliegende Arbeit gewesen. Offenbar ist, wenn man die Werke rezipieren und dabei möglichst ihren (Be-)Deutungsspielraum ausschöpfen will, eine andere Literaturauffassung in Anschlag zu bringen oder zumindest ist das den Texten eingeschriebene literarische Programm erklärungsbedürftig. So hält Bigeard bereits in der vorausgeschickten „Kurzfassung“ fest, das Werk sei „aus einem Ästhetikverständnis heraus entstanden, in dem sich ein Bewusstsein um die innere Autonomie der Kunst mit einer dezidierten Wirkungsabsicht verbindet“ (S. I). Um „einen Zugang zum Verhältnis von Kunstautonomie und Wirkung“ zu erlangen, sollen mit Hilfe der „Leitstrategie Parallelisierung“ die „Motivkomplexe Weltmetapher, Doppelgänger sowie Masse und Führer“ untersucht werden (vgl. ebd.).

Besonders gelungen ist die Arbeit dort, wo sie eng an Werken und Zeugnissen Tollers deren Besonderheiten zeigt, etwa das „Sprachverständnis“ (S. 25ff.). Toller ist, das lässt sich auch anhand von Selbstzeugnissen gut erkennen, sehr reflektiert mit Sprache umgegangen, er hat bestimmte Begriffe wie „Wahrheit“ (S. 92) be-

sonders oft verwendet, aber im Bewusstsein der Komplexität der hinter solchen Begriffen stehenden Konzepte, also unter der Voraussetzung, wie sie sich historisch entwickelt haben und wie sie sich zeitgeschichtlich darstellen.

Die Frage der „politischen Dichtung“ (S. 49) und der „Eigengesetzlichkeit des Kunstwerks“ (S. 56) wird quellengestützt vergleichsweise umfassend geklärt, hier könnte man nun noch theoretische Überlegungen zur Autonomieästhetik anschließen. Kann ein literarischer Text oder ein Kunstwerk überhaupt autonom sein? Bereits Schiller als Ahnherr des Konzepts verwendete den Begriff der „ästhetischen Erziehung“; der Gegensatz von Autonomie und Heteronomie in der Kunst führt schon seit langer Zeit auf eine falsche Fährte, so dass immer wieder neu mit Phantomen gekämpft werden muss.

Eine Verbindung des Konzepts des Welttheaters zu Tollers Dramen herzustellen ist zweifellos eine sehr gute Idee (S. 127ff.). Auch Tollers Dramen zeigen oftmals ein „komplexes Spiel im Spiel“ (S. 136), das nicht zuletzt (wie bei Brecht, aber anders eingesetzt) distanzierenden Charakter hat. Die zweifellos begeisterte und zugleich fundierte Argumentation schlägt nur manchmal etwas über die Stränge, etwa wenn apodiktisch festgestellt wird: „Daher ist *Nie wieder Friede!* nicht als Verniedlichung des Faschismus oder als von der Realität abstrahiert zu lesen, sondern als Entlarvung von Machtstrategien und -strukturen“ (S. 144). Dem würde der Verfasser der vorliegenden Zeilen gern unbedingt zustimmen – aber angesichts der konstitutiven Offenheit von Literatur, die auch ein demokratisches Verständnis von Rezeption begründet, würde er eine andere Formulierung vorziehen.

Die anderen Motive sind vielleicht etwas weniger rahmenbildend und stehen mit dem Motiv des Welttheaters auch in keiner engeren Verbindung, die durchaus zu begründen gewesen wäre. Das Doppelgänger-Motiv würde man eher bei E.T.A. Hoffmann vermuten und in einer entsprechenden Tradition verorten. Andrew J. Webber hat darüber eine grundlegend-instruktive Studie geschrieben

(*The Doppelgänger: Double Visions in German Literature*, Oxford University Press, 1996). Dass sie im Literaturverzeichnis der vorliegenden Arbeit fehlt, ist nicht verwunderlich, denn der Fokus liegt auf Toller und nicht auf der Motivgeschichte; außerdem ist hier etwas ganz anderes gemeint als das, was sonst motivgeschichtlich mit dem Begriff verbunden wird, denn es geht um Parallel- oder Spiegelfiguren im Werk. Allerdings wäre dann eine Betonung von einem Motiv wie dem des Welttheaters und damit verbundener Phänomene (etwa der Reflexivität bzw. der Selbstreferenz oder der Metafiktionalität) vielleicht zielführender gewesen. Unterhalb des Welttheater-Begriffs hätte sich auch die Figurenkonzeption, wie sie hier näher umrissen wird, oder der Bezug zu „Masse und Führer“ (S. 263ff.) schlüssiger herstellen lassen. Die literarische Verhandlung der (mit einem bekannten Begriff Sigmund Freuds) Massenpsychologie zu untersuchen wäre im Kontext eines konturierten Konzepts von Tollers Welttheater reizvoll gewesen.

Bigeard ist unter dem Stichwort „motivorientierte Forschung“ (S. 111) tief in Tollers Werk und Leben eingetaucht und ihre Faszination für den Autor, seine Produktion und seine Zeit, aber auch für seine spezifische Ästhetik, mithin (frei nach Pierre Bourdieu) die Regeln seiner spezifischen Kunst übertragen sich auf die LeserInnen, die eine Fundgrube von Zeugnissen vorfinden, strukturiert und vermessen nach einigen für das gesamte Werk zentralen Gesichtspunkten. „Der komplexe theoretische Anspruch, den Toller an sein Werk stellt“ (S. 341), ist nach der Lektüre zweifellos deutlich geworden. Insofern empfiehlt sich die Arbeit nicht nur als Studie über ein Thema, sondern über ein gesamtes Werk, denn die Ausschnitte sind immer auch Mosaiksteine eines größeren Bildes.

Die Dissertation verfährt also nach dem Prinzip aus Goethes „Faust“: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Allerdings führt dies zu der angesprochenen Inkohärenz, die sich schon in der „Kurzfassung“ ankündigt, dazu gehören auch die zahlreiche Exkurse, insbesondere in den Fußnoten. Wenn auf Seite 1 in Fußnote 1 die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte des Begriffs des ‚lin-

ken Intellektuellen‘ skizziert wird, so hätte vielleicht eher, wie dies Pierre Bourdieu in *Die Regeln der Kunst* tut, auf Émile Zola und seinen Offenen Brief *J'accuse...!* (franz. „Ich klage an ...!“) von 1898 hingewiesen werden können. Bekanntlich handelt es sich um das erste große Beispiel dafür, dass ein Schriftsteller operativ politisch tätig wird, indem er einen öffentlichen Skandal erzeugt, und zwar erfolgreich.

Als Vorteil aus der mosaikhaften Anlage erschöpft sich die Dissertation nicht darin, für Tollers Werk „den Versuch einer Gemeinschaftsbildung über die Aneignung des universalen Mediums Sprache“ (S. 344) nachgewiesen zu haben. Auf einer neuen Forschungslage fußend, konnte sie die neue Werkausgabe zugrunde legen und die neue Bibliographie von Michael Pilz nutzen. Wichtig ist dabei auch, dass sie unabhängig von der Toller-Gesellschaft entstanden ist, die seit den 1990er Jahren der Motor der Entwicklung der Werk- und der Briefausgabe sowie das Zentrum einer jüngeren und breiteren Toller-Forschung geworden ist, aber keinesfalls als Forschungsinsel existieren kann. So bleibt zu hoffen, dass die Schwalbe einen Sommer macht und auf der verbesserten Materialbasis kontinuierlich weitere Arbeiten entstehen werden, die sich mit anderen Aspekten des in vielerlei Hinsicht bedeutsamen Werks von Ernst Toller beschäftigen.

Stefan Neuhaus

Aus der Ernst-Toller-Gesellschaft

Aktuelle Veranstaltungen

Samstag, 1. Dezember 2018, 18 Uhr, Stadttheater Neuburg an der Donau · **Verleihung des 10. Ernst-Toller-Preises an Wolf Biermann**

Sonntag, 2. Dezember 2018, 14 Uhr, Neuburg an der Donau · **Versteigerung und Verlosung** von Kunstwerken und signierten Autorexemplaren zugunsten der *Kritischen Ausgabe der Briefe von Ernst Toller*

Mittwoch, 5. Dezember 2018, 20 Uhr, Münchner Stadtbibliothek Monacensia · **„Ich will das Lebendige durchdringen“ Ernst Toller zum 125. Geburtstag** Präsentation der kritisch kommentierten Edition der Briefe 1915–1939 Lesung: Franz Pätzold

Donnerstag, 21. Februar 2019, 20 Uhr, Stadtbücherei Neuburg an der Donau · **Vortrag zum Gedenken an den 100. Jahrestag der Ermordung des Ersten bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner**

Freitag, 22. Februar, 20 Uhr, Stadttheater Neuburg an der Donau · **„Hundert Jahre Revolution in Bayern“** Der Schauspieler, Regisseur und Autor Michael Lerchenberg zeichnet in einer theatralisch-musikalischen Lesung ein farbiges Bild der turbulenten, revolutionären Ereignisse nach dem Ende des Ersten Weltkrieges.

30. Mai bis 2. Juni 2019, New York City, Roosevelt House Public Policy Institute at Hunter College · **Tagung „Remembering Ernst Toller (1893-1939): Exiles and Refugees between Europe and the US“**

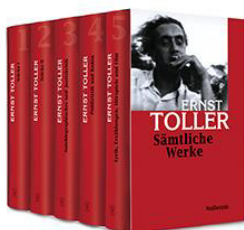
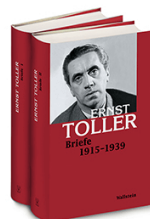
Neue Publikationen

Irene Zanol / Dieter Distl (Hg.): *Im Grenzbereich zwischen Literatur und Politik. Ernst-Toller-Preisreden 1997–2018*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2018 (Schriften der Ernst-Toller-Gesellschaft, 10). 181 S., ISBN: 978-3826066139. € 30,00



Michael Pilz / Veronika Schuchter / Irene Zanol (Hg.): „... doch nicht nur für die Zeit geschrieben“. Zur Rezeption Ernst Tollers Person und Werk im Kontext. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2018 (Schriften der Ernst-Toller-Gesellschaft, 8). 268 S., ISBN: 978-3826061967. € 39,00

Ernst Toller: Briefe 1915–1939. Kritische Ausgabe. Hrsg. von S. Neuhaus, G. Scholz, I. Zanol, M. Gerstenbräun-Krug, V. Schuchter und K. Reimers unter Mitarbeit von P. Langemeyer. Göttingen: Wallstein, 2018. 2 Bde., ca. 1.120 S., Leinen, Schutzumschlag, im Schuber. ISBN: 978-3-8353-3072-6. € 69,00



Ernst Toller: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Hg. von D. Distl, M. Gerstenbräun, T. Hoffmann, J. Jordan, S. Lamb, P. Langemeyer, K. Leydecker, S. Neuhaus, M. Pilz, K. Reimers, Ch. Schönfeld, G. Scholz, R. Selbmann, Th. Unger und I. Zanol. Göttingen: Wallstein, 2015. 6 Bde., 4.304 S., Leinen, Schutzumschlag, im Schuber. ISBN: 978-3-8353-1335-4. € 289,00

Schwalbenheft
Mitteilungen der Ernst-Toller-Gesellschaft 01

Herausgeber:
Ernst-Toller-Gesellschaft e.V.

Redaktion:
Michael Pilz, Veronika Schuchter, Irene Zanol
© Dezember 2018

Umschlagabbildung unter Verwendung des Titelbildes der Erstauf-
lage von Ernst Toller: *Das Schwalbenbuch* (1924)

Ausführliche Informationen über die Gesellschaft im Internet:
<http://www.ernst-toller.de>